



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 16.

Wiesbaden, den 17. Januar 1915.

3. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Der heilige Glanz“, von Karl Brammer. — „Der deutsche Geist“, von Richard Wagner. — „Graf Häseler im Weltkrieg“, von Arnold Reckberg. — „Das baltische Problem“, von Fritz Reck-Mallezgewen. — „Der Fremdenlegionär“, Erzählung von Max Kress. — „General Winter“, von Dr. Richard Henning. — „Alt- und Neuweihnacht“, von Karl Schuy. — „Bilderbogen fürs Haus“, aus der Mappe eines Familienvaters. — „Eufige Ede“.

Zum Geleite:

Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tausend und aber tausend Erscheinungen, hebt doch den Blick sehnd zum Himmel auf, der sich in unermessenen Räumen über ihn wölbt, weil er tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulegen noch aufzugeben vermögen.

Geißle.

Der heilige Glanz.

Von Karl Brammer.

Durch den nebelseuchten Abend zieht es in gleichem Schritt und Tritt. Wie oft schon sahen die Augen den Auszug der jungen Soldaten im feldgrauen Kampfkleide, aber jedesmal wieder pocht das Herz, wenn die da hinausziehen, mit Blüten geschmückt, grüne Tannenzweiglein in den Gewehrläufen und auf der Brust.

Der Herbstnebel hat lange wirre Streifen und Bänder um Lichter und Lampen gelegt. Im knappen Rhythmus und brausenden Ton jauchzt es aus jungfräulichen Soldatenkehlen im Mutgesang: Haltet aus . . . haltet aus . . . lasset hoch das Banner wehn . . . wie wir treu . . . wie wir treu . . . wie wir treu zusammenstehn . . . Und der wuchtige Schluß des Liedes klingt, als ob diese Jungen es den Helden in der Feuerlinie zuversichtlich zugerufen: Haltet aus im Sturmgebräus . . . haltet aus im Sturmgebräus!

Der Straßenbahnwagen muß einen Augenblick warten, aber keiner murt darüber. Alles winkt den Abschiedsgruß. Führer, Schaffner und die Butterfrau. Der Mann mit dem glänzenden Zylinder, der irgendwo eingeladen ist heute abend, zieht sogar den Hut.

Neben den Soldatenreihen trippelt ein kleiner, wohlbeleibter Herr, der eben seine Zigarrentasche herumgehen läßt. „Donnerwetter, mit Leibbinde!“ Wie die Kerls schmunzeln. Dann bleibt der kleine Herr atemlos stehen und packt umständlich die leere Tasche wieder in den Mantel. In den Augen aber liegt ein Glanz, der die breiten Züge in einer rührenden Weise verschönt.

Das ist der heilige Glanz der Augen, der uns in diesen Tagen alle vereint und gleichmacht. Das ist der gleiche Glanz, der in den Augen des rotbäckigen jungen Mädchens schimmerte, das so tapfer am Arme ihres Bräutigams in der letzten Viererreihe marschierte, der gleiche Glanz, der auch

in den Augen des Straßenbahnschaffners, der Butterfrau und des Mannes mit dem Zylinderhut lag. Am schönsten aber sahen wir den Glanz in den Augen unserer Soldaten, als das Lied wie Sturm und Feuer in den Abend flog: Haltet aus im Sturmgebräus, haltet aus im Sturmgebräus!

Auf den Straßen kommt alles in schnellere Bewegung. Neue Extrablätter sind herausgekommen. Großer Seesieg bei Chile! Englische Kreuzer vernichtet! Der schwerhörige alte Herr, der dort an der Ecke auf die Straßenbahn wartet, sieht das Getümmel, aber er kann sich nicht durchdrängen. Endlich faßt er einen Vorübergehenden zaghaft an dem Arm:

„Verzeihung, ist's was von der „Dresden“?“

„Weshalb von der „Dresden“?“

„Mein Jüngster . . .“

„Ach so, Augenblick, Augenblick!“

Und dann holt er ein Blatt und liest dem alten Herrn vor. Der sagt nur leise: „Junge, Junge . . .“ Seine Ohren sind stumpf geworden, seine Augen aber leuchten wie in Jünglingstagen.

Mit der Schürze läuft die kleine, kugelige Frau, so wie sie vom Kochtopf kommt, über die Straße. Ihr Eifer, schnell voranzukommen, wird zur Komik. Sie sieht nicht rechts und sieht nicht links und stolpert, denn auch richtig, als sie in Hast über die Straße laufen will, über einen gefüllten Sad, der des Ausladens harret. Ein Schutzmann und ein Fuhrknecht heben die Ärmste, die zum Glück keinen Schaden erlitten hat, auf.

„Aber Frau, was rennen Sie denn auch so?“

„Ja wollte doch . . . zu meinem Alten . . . auf'n Bau . . . unser Fritz . . . hat's Eisenerne gekriegt . . .“ stottert

sie und wickelt aus einem Stück Zeitungspapier eine Feldpostkarte, die deutlich die Spuren des Schützengrabens aufweist und in der Friß Schmidt anzeigt, daß er wegen Auszeichnung vor dem Feinde soeben das Eisene Kreuz erhalten habe.

„Denn gratulier'n mer ooch,“ rufen der Schutzmann und der Fuhrknecht in einem Atem und pressen die Hände der alten Frau in der Schürze. Da sind Schmerzen und Schreck vergessen und ein echter und schöner Mutterstolz zaubert ein Leuchten und Glänzen in ihre Augen.

In einem stillen verhangenen Krankenhauszimmer. Herbstlaub und Tannenreiser stehen am Bett des jungen Kriegsfreiwilligen, der durch einen Schuß in die Hüfte schwer verletzt wurde. Auf den farbigen Strauß achtet er noch nicht wieder, denn der Kanonendonner klingt in seinen Ohren nach und vor den Augen sieht er das Grauen des Schlachtfeldes. Die Frage um das Schicksal eines jungen Freundes führt mich her.

„Der ist gefallen,“ sagt der Verwundete langsam und legt die Hand auf die Stirn, als wolle er die Erinnerungen greifen. Dann erzählt er:

„Es war ein lieber Kerl und sie hatten ihn alle gern. Er stand im Gliede neben mir und wir hatten uns schnell angefreundet. Vom Kriege hat er nicht viel gesehen. Wir hatten da oben bei Ostende ein Dorf zu stürmen. Die Engländer wehrten sich wie die Teufel. Wir haben sie hinausgeworfen. Wie wir nun nachher in Deckung lagen, kommt einer an und sagt: „Kam'rad, da hinten liegt dein Freund.“ Und da lag er vor einem Hause. Ueber dem rechten Auge hat es ihn getroffen, er sah ganz friedlich aus. Der Feldwebel hat ihm das Tagebuch, das er gerade angefangen hatte, abgenommen. Nachher haben wir ihn begraben. Zwei Stunden später waren wir wieder im Gefecht. Ja, so war es!“

Es ist ganz still in dem halbdunklen Zimmer. Nur die Taschenuhr, die auf der weißen Marmorplatte des Nachttisches liegt, tickt unaufhörlich. Dem Verwundeten ist das Ticken Gewehrgeknatter, er hört die gellenden Sturmsignale der Hörner. Und reißt die Augen weit auf und ist mit dabei und vorwärts.

„Ja, so war es!“ wiederholt er noch flüsternd.

In seinen Augen ist ein Glänzen und Leuchten, wie man es nie bei ihm gekannt hat. Das sind die Augen eines Mannes, den der Krieg zum Wissenden gemacht hat. Das ist der heilige Glanz der Augen, der uns alle seelentief erschüttert.



Der deutsche Geist.

Von Richard Wagner.

Will man die wunderbare Eigentümlichkeit, Kraft und Bedeutung des deutschen Geistes in einem unvergleichlich bereicherten Bilde erfassen, so blicke man scharf und sinnvoll auf die sonst fast unerklärliche rätselhafte Erscheinung des musikalischen Wundermannes Sebastian Bach.

Er ist die Geschichte des innerlichen Lebens des deutschen Geistes während des grauvollen Jahrhunderts der gänzlichen Erlöschenheit des deutschen Volkes. Da steht dieser Kopf, in der wahnsinnigen französischen Allongeperücke versteckt, diesen Meister — als elenden Kantor und Organisten zwischen kleinen thüringischen Ortschaften, die man kaum dem Namen nach kennt, mit nahrungslosen Anstellungen sich hinschleppend, so unbeachtet bleibend, daß es eines ganzen Jahrhunderts wiederum bedurfte, um seine Werke der Vergessenheit zu entziehen; selbst in der Musik eine Kunstform vorfindend, welche äußerlich das ganze Abbild seiner Zeit war, trocken, steif, pedantisch, wie Perücke und Topp in Noten dargestellt; und nun sehe man, welche Welt der unbegreiflich große Sebastian aus diesen Elementen aufbaute!

Auf diese Schöpfung weise ich nur hin; denn es ist unmöglich, ihren Reichtum, ihre Erhabenheit und alles in sich fassende Bedeutung durch irgendeinen Vergleich zu bezeichnen.

Wollen wir uns jetzt aber die überraschende Wiedergeburt des deutschen Geistes auch auf dem Felde der poetischen und philosophischen Literatur erklären, so können wir dies deutlich nur, wenn wir an Bach begreifen lernen, was der deutsche Geist in Wahrheit ist, wo er weilt, und wie er rastlos sich neu gestaltet, während er gänzlich aus der Welt entschwunden schien. Von diesem Manne ist neuerlich eine Biographie erschienen, Aber welche die „Allgemeine Zeitung“ berichtete.

Ich kann mich nicht entwehren, aus diesem Berichte folgende Stellen anzuführen: „Mit Mühe und seltener Willenskraft ringt er sich aus Armut und Not zu höchster Kunsthöhe empor, streut mit vollen Händen eine fast unübersehbare Fülle der herrlichsten Meisterwerke seiner Zeit hin, die ihn nicht begreifen und schätzen kann, und stirbt bedrückt von schweren Sorgen einsam und vergessen, seine Familie in Armut und Entbehrung zurücklassend — das Grab des Sangesreichen schließt sich über den milden Heimgegangenen ohne Sang und Klang, weil die Not des Hauses eine Ausgabe für den Grabgesang nicht zuläßt.“

Sollte eine Ursache, warum unsere Consequen so selten Biographen finden, teilweise wohl auch in dem Umstande zu suchen sein, weil ihr Ende gewöhnlich ein so trauriges, erschütterndes ist?“

Und während sich dies mit dem großen Bach, dem einzigen Horte und Neugebärer des deutschen Geistes, begab, wimmelten die großen und kleinen Höfe der deutschen Fürsten von italienischen Opernkomponisten und Virtuosen, die man mit ungeheuren Opfern dazu erkaufte, dem verachteten Deutschland den Abfall einer Kunst zum besten zu geben, welcher heutzutage nicht die mindeste Beachtung mehr geschenkt werden kann.

Doch Bachs Geist, der deutsche Geist, trat aus dem Mysterium der wunderbarsten Musik, seiner Neugeburtstätte, hervor. Als Goethes „Götz“ erschien, jubelte er auf: „Das ist deutsch!“

Und der sich erkennende Deutsche verstand es nun auch, sich und der Welt zu zeigen, was Shakespeare sei, den sein eigenes Volk nicht verstand; er entdeckte der Welt, was die Antike sei, er zeigte dem menschlichen Geiste, was die Natur und die Welt sei.

Diese Taten vollbrachte der deutsche Geist aus sich, aus seinem innersten Verlangen, sich seiner bewußt zu werden.

Und dieses Bewußtsein sagte ihm, was er zum erstenmal der Welt verkünden konnte, daß das Schöne und Edle nicht um des Vorteils, ja selbst nicht um des Ruhmes und der Anerkennung willen in die Welt tritt; und alles, was im Sinne dieser Lehre gewirkt wird, ist „deutsch“, und deshalb ist der Deutsche groß; und nur, was in diesem Sinne gewirkt wird, kann zur Größe Deutschlands führen.



Graf Häfeler im Weltkrieg.

Von Arnold Reckberg, z. Bt. im Felde.

Die „Süddeutschen Monatshefte“ haben den Verfasser, der dem Grafen Häfeler als Ordonnanz-offizier beigegeben ist, gebeten, diese Erlebnisse aufzuzeichnen, weil das deutsche Volk gewiß jeden Zug aus dem Leben des großen Organisators und Heerführers aus dem Munde eines Augenzeugen zu erfahren wünscht.

Generalfeldmarschall Graf Häfeler ist von einer persönlichen Durchdringung, die staunenswert ist. Es hat fast den Anschein, als wolle der Marschall den Beweis führen, daß das Geschlecht der Kämpfer von 1864/66 und 70 an Unerlöschlichkeit und Todesverachtung wohl erreicht, aber nicht übertroffen werden kann. Es ist wiederholt vorgekommen, daß er Infanterie-

angriffe in der Schützenlinie zu Pferde im Schritt mitgeritten hat. Während rechts und links die Schützenlinien von einer Geländebedeckung zur andern sprungweise gebückt vorliefen und dabei trotzdem zum Teil erhebliche Verluste hatten, blieb der Feldmarschall und seine Begleiter, deren Silhouetten von weither für den Feind erkennbar sein mußten, wie durch ein Wunder unverletzt, obgleich die Franzosen zeitweise sogar mit Maschinengewehren auf ihn geschossen haben. Die Schützenarabien, in denen die Infanterie tief eingegraben in Deckung liegt, hat er ebenfalls trotz des feindlichen Feuers im Schritt abgeritten.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Haltung eines hohen Generals begeisternd auf die Truppe wirken muß. Es ist in der Front ein weitverbreiteter Aberglaube, daß der Graf kugelfest sei, so wie die Heere das in den Kriegen des 17. und 18. Jahrhunderts von einigen Kapitänen geglaubt haben. Man könnte fast sagen, daß die Truppe den Feldmarschall als Talisman betrachtet, dessen Anwesenheit den Erfolg verbürgt.

In den ersten Tagen des Feldzuges war Graf Däseker das Objekt eines raffinierten Franktireuranfalls. Ein Dorf lag in der Mitte der Gefechtslinie. Rechts und links des Ortes gingen starke Infanterielinien vor, auf die der Feind mit Artillerie schoss, während das Dorf selbst nicht unter Feuer lag. Graf Däseker hatte an der dem Feinde zugekehrten Dorfsseite unter einem prachtvollen alten Nußbaum im Schatten auf einem Stuhl Platz genommen, den man aus dem nächsten Haus geholt hatte, und beobachtete von da den Fortgang des Gefechtes. Plötzlich bemerkten die ihn umgebenden Offiziere eine Granate, die in schnurgerader Richtung auf den Nußbaum, jedoch 200 m zu kurz einschlug. Kurz darauf kam ein zweites Geschöß, aber nur noch 100 m zu kurz. Graf Däseker, darauf aufmerksam gemacht, war geneigt, diese Richtungsänderungen des feindlichen Artilleriefeuers für zufällig zu halten. Wie aber eine dritte Granate gleich darauf wieder in derselben Linie auf nur etwa 50 m Entfernung freipierte, sagte er: „Meine Herren, die übernächste wird den Nußbaum treffen.“ Als dann der nächste Schuß ganz nahe einschlug, erhob er sich, um langsam weiter vorwärts zu gehen. Gleich hinterher schlug ein Volltreffer fast unmittelbar neben dem Baume ein. Am nächsten Tag stellte sich heraus, daß der Maire des Ortes Telefonverbindung nach den französischen Linien gehabt hatte. Er gestand, daß er der feindlichen Artillerie mitgeteilt habe, „le celebre marechal“ sitze unter dem bewußten Baume.

So wenig Graf Däseker auf sich selbst Rücksicht nimmt, so sehr ist er für andere bedacht. Bei einem der ersten Gefechte wollte der Graf ein Dorf durchreiten, das von den Franzosen verlassen und von vereinzelt deutschen Schützen bereits durchschritten war. Vor dem Dorfeingang machte ihn ein verwundeter Offizier darauf aufmerksam, daß im Dorf die Einwohner in den Kellern und hinter den Fensterläden verborgen mit Schrot schossen. Der Feldmarschall dankte, ließ sich aber trotzdem nicht abhalten, das Dorf zu durchreiten, und wir kamen auch erstaunlicherweise unbeschossen an den jenseitigen Ausgang. Dort trabte dem Grafen Däseker eine zurückkehrende Manenpatrouille entgegen. Er ritt sogleich auf den sie führenden jungen Leutnant zu und sagte ihm: „Herr Kamerad, ich erlaube Sie, nicht durch, sondern um das Dorf zu reiten, der Umweg ist ganz unbedeutend. Im Dorfe wird von den Einwohnern geschossen und Sie würden Gefahr laufen.“

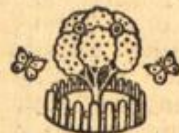
Ein Patrouillenritt des Feldmarschalls ist durch alle Zeitungen gegangen. Trotzdem darf dieses Reiterstück im Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben. Graf Däseker beobachtete von einem Walbrand aus ein Gefecht gegen ein von den Franzosen anscheinend stark besetztes Dorf. Als in den feindlichen Linien das Feuer verstummte, wurde die Vermutung geäußert, daß die Franzosen den Ort aufgegeben hätten. Ehe Patrouillen zur Erkundung ausgesandt werden konnten, bestieg Graf Däseker, ohne ein Wort zu sagen, seinen Fuchswallach Grenadier und galoppierte, nur gefolgt von einem Ordonnanzoffizier, nach dem Ort und durch die wie ausgestorben daliegende Dorfstraße. Es zeigte sich, daß die Franzosen tatsächlich abgezogen waren. Nur ein Infanterist war als Nachzügler zurückgeblieben, dem der Graf, auf ihn losgaloppierend, in drohendem Ton zurief: „Tu es mon prisonnier.“ Obgleich der Feldmarschall ebenso wie sein Begleiter keinerlei Waffen bei sich trug, warf der Franzose erschrocken sein Gewehr fort und antwortete, militärisch grüßend: „Oui, mon general.“ Er hatte sofort in dem Grafen Däseker einen hohen Führer vermutet. Kurz darauf traf eine Kavalleriepatrouille in dem Dorfe ein. Graf Däseker übergab dem Patrouillenführer seinen Gefangenen, den er inzwischen über die Rückzugsrichtung des Feindes ausgefragt hatte, indem er dem jungen Offizier gleichgültig alles, was er erfahren hatte, mitteilte. Er fügte hinzu: „Herr Leutnant, befördern Sie die Meldung bal-

diest zurück, sie ist wichtig. Ich bitte, aber nicht darin zu bemerken, daß ich schon hier gewesen bin.“

Der Verwundete hat sich Graf Däseker, wenn es die Zeit erlaubte, mit besonderer Sorgfalt und Güte angenommen. Er hat einige Male auf dem Schlachtfeld mitten im Feuer persönlich dafür Sorge getragen, daß Schwerverwundete von den Krankenträgern abgeholt, mit Wasser versorgt und verbunden wurden. Als einmal Verbandzeug nicht vorhanden war, gaben er und seine Begleiter sogleich ihre Taschentücher, und er hat seine Offiziere oft entsandt, um ärztliche Hilfe herbeizubolen.

Es erregt Bewunderung, daß der Feldmarschall, trotzdem er sich seinem achtzigsten Jahre nähert, noch ebenso unermüdlich zu Pferde sitzt, wie der jüngste Offizier. Da er doch an einigen Tagen bis zu 14 Stunden im Sattel zugebracht. Er reitet fast stets Schritt oder Galopp, Trab nur in Ausnahmefällen. Seine Nahrung ist, wie schon in früheren Zeiten, fast nur Milch und einige Eier, Fleisch nimmt er wenig zu sich, Alkohol nie. Seine Ansprüche bezüglich der Verpflegung sind denkbar gering. Nur einmal, als ihm und einigen Offizieren ein gar zu zäbes „boulet“ vorgesetzt wurde, sagte er mit heiterem Lächeln: „Dieses Duhn hätte ich besser schon im Jahre 1870 essen sollen.“

Seine eigene körperliche Leistungsfähigkeit ist vielleicht der Grund gewesen, daß er als Korpsführer so genau gewußt hat, was eigentlich die Truppe körperlich auch schon im Frieden leisten kann und muß, um den Anforderungen des modernen Krieges gewachsen zu sein. Nie hat ein kommandierender General vor ihm ähnliches von Reiter und Pferd gefordert. Als Graf Däseker zuerst diesen Weg beschritt, ist er von manchem angegriffen worden, aber dennoch hat er seine Ansichten durchgesetzt und sie haben in der ganzen Armee Schule gemacht. Der jetzige Krieg gibt ihm glänzend recht. Der Mann, der schon in den Feldzügen von 1864/66 und 70 an der Seite des Roten Prinzen mitgekämpft hat, ist der grössten einer von denen gewesen, die das Schwert scharf gehalten haben, das jetzt unsere Feinde schlägt. Das wird Deutschland dem Generalfeldmarschall Grafen Däseker niemals vergessen.



Das baltische Problem.

Von Fritz Red-Malleczewen.

Sorgenvolle Briefe kommen mir aus den baltischen Provinzen Rußlands: Andeutungen nur, nicht klar ausgesprochenes läßt die Briefzensur passieren: „Wir stehen vor schweren Tagen, aber wir dürfen es ja nicht aussprechen.“ Ich hätte noch viel Schweres zu berichten von dem, was hier vor sich geht. . . Das wiederholt sich fortwährend. Täuscht nicht alles, so steht das Baltentum, zwischen die Maßnahmen der deutschstollen Regierung und die Kettenrevolution gezwängt, vor seinem letzten Kampf.

Töricht ist es, unseren Gegner gleich heute auf geduldigem Papier zu annektieren. Herr Hinz und Herr Hinterhuber, ehrenwerte Leute und Stammtischgäste, verspeisen täglich Belgien, Polen und einen Teil Frankreichs zum deutschen Frühstück. Noch verhüllen, denke ich, diese Tage ihr Schicksal, haben es uns noch nicht als blank geprägte Münze in den Schoß geworfen.

Keiner der die Dinge heute nüchtern wägt, kann von einer Angliederung der baltischen Provinzen an Deutschland sprechen. Niemand aber soll heute schon eines vergessen: ist Deutschland nach diesem Kriege, wie wir hoffen, in der Lage in Rußlands Politik einzugreifen, so darf es die deutsche Kultur der Ostseeprovinzen nicht in Slaven- und Kettenmacht versinken lassen.

Es ist auch heute das alte Leid, daß der Balte als Deutschrusse figuriert, daß der Berichterstatte Soundso erstaunt das „fliegende Deutsch“ Kriegsgefangener Balten konstatiert (Du lieber Gott, meißt ein besseres, als dem Verwunderten aus dem flinken Bleistift fließt!). Daß Herr Rennenkampf einen deutschen Namen trägt, erhöht in Ostpreußen nicht den Kredit des Baltentums. Denn daß die

untadelig deutsch gesinnte und ebenso untadelig deutsch gezüchtete in Kurland ansässige Familie Rennenkampf nicht für dieses eine Glied einer vor zweihundert Jahren verrückten längst nicht mehr zur Verwandtschaft gezählten Nebenlinie verantwortlich ist, überseht man. Daß der Balte als Reservecorpsführer, als Einjähriger in russischen Regimentern gegen Deutschland steht, wer kann es ändern? blieb dem, der über den Bruch des widerwillig geleisteten Fahnenweides hinweggekommen wäre, überhaupt die Möglichkeit, sich dem staatlichen Zwang zu entziehen?

Wer heute vom Baltikum glaubt, es könne sich einer Angliederung an das Reich widersetzen, der Literatenstand aus Eigenbrödelei, der Adel aus Furcht vor strafferer Organisation, wer das behauptet, verleumdet böswillig oder hat oberflächlich hingesehen. Glaubt man ernstlich, ein deutscher Stamm hätte sich unter den schwersten materiellen und seelischen Opfern untermischt und unverdünnt deutsch erhalten, um in einer Schicksalsstunde nicht den Weg zu wissen, den Vergangenheit und Zukunft ihm deuten? Der Balte ist anders wie wir, gewiß. Er würde über seiner Eigenart ängstlich wachen. Er würde sich beschaulich und versonnen, wie er ist, vor allem dagegen sträuben, daß sein Land plötzlich der idustriereichsten Provinz Deutschlands gleich organisiert würde. An seinem Deutschtum aber darf nicht gezweifelt werden. Und die Differenzen zwischen dem Reich und diesem Neuland würden nicht andere sein, als die wir an jedem deutschen Bundesstaat mit stark ausgeprägter Eigenart erlebt haben.

Weshalb wir an dem Geschick dieser 200 000 Deutschen (die sich in den letzten Jahren durch den starken Zugang deutscher Wolgakolonisten nach Kurland erheblich vermehrt haben) ein Interesse haben? Ueber Bodenschätze verfügt keine der drei Provinzen. Und Rigas heutige Industrie würde sich mit dem Schwinden des Hinterlandes im Südosten mindern. Wichtiger ist, daß die riesigen Güter (das der Familie v. Osten-Sacken gehörige Gut Dondangen erreicht an Größe manch deutsches kleines Fürstentum) unserem Menschenstrom neue Betten schüßen und daß sich dem Reich als Gegengewicht gegen die Industriewirtschaft des Westens neue Striche mit ausschließlicher Landwirtschaft erschließen.

Der wichtigste vielleicht ist immateriell und unwägbare; er liegt auf rein kulturellem Gebiet. Ich habe den Deutschen unter allen Breiten der Welt gesehen. Keinen, keinen einzigen fand ich, der, von Feinden rings umstellt, sich so die vornehme großzügige Kultur eines hochstehenden deutschen Bürgertums bewahrt hat, wie der Balte. Toren mögen den Gewinn verkennen: Deutschland hat in den 44 Jahren, die es von dem Frankfurter Frieden trennen, auf den Aufbau seiner Wirtschaft mehr Zeit verwendet als auf seine kulturelle Entwicklung: „Reich und tapfer sind wir; großzügig und vornehm zu werden, lernen wir wieder erst“, sinnt Frenssens „Peter Mohr“ über die Bordwand seines hinausziehenden Schiffes. Zwischen dem Gipfel und den Tiefen der sozialen Leiter gäbe der Balte mit seinen alten westfälischen und hantischen Ueberlieferungen, seinem blühenden Geistesleben, das uns Künstler und Gelehrte in Hülle und Fülle schenkte, eine Verstärkung dort, wo wir eine Verstärkung brauchen: die eines großzügigen, hochstehenden, vornehmen Bürgertums. Denn um unser Ziel, ein stolzes, vornehmes Herrenvolk zu werden, darum geht dieser Krieg und nicht um ein paar neue Absatzgebiete.

Utopien? Gegen den Vorwurf wehre ich mich. Niemand darf heute das Wort Annexion aussprechen, der nach Bismarcks Entenjagdrecht keinen Schritt tut, ohne vor sich festen Boden zu fühlen. Wohl aber muß sich Deutschland klar werden, daß es, erfüllt der Krieg unsere Hoffnungen, nach dem Frieden Rußland die weitere Zerstörung dieser deutschen Geistesbezirke verbieten muß.

Solange Rußland besteht, ist die Annexion dieses schmalen Streifens mit der 800 Kilometer langen Südostgrenze eine Unmöglichkeit. Welch Hirn in Europa umspannt aber die Folgen, die innerhalb des nächsten Jahres die ungeheuren materiellen und seelischen Aufbietungen dieses Krieges zeitigen werden? Heute oder morgen: an

diesem Staat, der wie ein Saurierrest in eine warmblütige Zeit hineinragt, wird sich das Schicksal erfüllen. Zerfällt aber dieses verfeuerte Gebilde, das für die sittlichen Begriffe unserer Zeit nur ein trübes sentimentales Wünschen, kein Wollen und Können aufbringt, in die Moleküle seiner zahlreichen Bluteinheiten, so ist dieses Land herrenloses Gut. Soll lettisch-russischer Pöbel inzwischen zerstören dürfen, was hantische Kaufleute und westfälische Ritter vor sieben Jahrhunderten dort bauten, ihre Enkel, fast bedeutet es mehr, bis heute uns, den Erben, bewahrten?



Der Fremdenlegionär.

Erzählung von Max Krell.

An der Meeling des kleinen Datteldampfers „Travani“ lebte ein junger Mann. Sein in einer unabgepackten Kleidung steckender Körper ließ sich willig von den schaukelnden Bewegungen des Fahrzeuges tragen. Mitunter glitt die Rechte müde über die hohe Stirn, als wollte sie dort den Schatten eines düsteren Gedankens wegschleichen. Das blonde Haar war kurz abgeschnitten. Die Hände zeigten Furchen harter Arbeit. Eine Brille mit runden, schwarz eingefassten Gläsern gab den nordisch engen Augen etwas Großes, Stilles. Aber wenn sich diese Augen nicht beobachtet wußten, konnten sie über alle Wachen lebendig ins Weite schauen und den Horizont abhuchen, als gälte es, einer neuen lernäischen Hydra zu begegnen.

Der junge Mann war Ernst Frühwirth, zu Galtw im Schwarzwald geboren und freiwillig-unfreiwilliger Weltbummler. Eine Jugend voll großer Ideen und dunkler Wünsche lag hinter ihm, dann ein kurzes Taumeln durch verinbelte Nächte, ein trübseliger Morgen und . . .

Langsam zog sich das bunte Bild des Horizontes zusammen. Aus Algier, dem grünweißen Amphitheater am Fuße des Sahels, wurde ein bunter Fleck, über dem rechts draußen das goldene Kreuz der Notre Dame d'Afrique noch einmal im Abendrot aufleuchtete.

Ernst Frühwirth, der merklich von einer starken Erregung ergriffen war, begann ruhiger zu werden. Bei jedem der kleinen brummenenden Maschinenstöße, mit denen das Schiffchen sich in den Ozean vorwärts hob, atmete er freier und froher. Und als der letzte Fleck jenes bunten Landkreises in Meer und Dämmerung ertrunken war, reckte er sich lächelnd auf, strich mit den abgearbeiteten Händen an dem schlackelnden Anzug hinab und wanderte nun mit Schritten, als sei er der Besitzer der „Travani“, von Bugspriet zu Achterdeck, von Achterdeck zu Bugspriet, sah den Matrosen bei ihren wenigen lässigen Handgriffen zu. Er schaute von oben her in das Stulicht des Maschinenraumes, wo zwischen dem blauen Messinggestänge ein Bogen und Atmen von Kolben und Rädern geschah. Er kontrollierte die farbigen Lichter backbord und steuerbord. Und dann setzte er sich auf einen der eisernen Pfähle, um die im Hafen die Datteltäue gewunden werden.

Der Kapitän war, eine kurze Pfeife dampfend, mehrere Male vorüber geprüfelt. Aber Ernst, ganz in seine Gedanken versunken, hatte ihn nicht bemerkt. Erst die raube Stimme des Anredenden weckte ihn.

„Wir werden Sturm diese Nacht bekommen! Ihr tut gut, Eure Kabine beizeiten aufzusuchen!“ Ein breites Grinsen spann den Gedanken weiter.

„Nicht nötig“, erwiderte Frühwirth. „Ich kenne die See.“ „Ihr Deutschen habt keine Ahnung, was dieses Mittelmeer in sich hat!“

Ernst sah ihn langsam von unten herauf an. Beinahe wäre er dem Alten ins Garn gegangen. „Schon als Bub“, log er, „hab' ich mich mit allen Tücken unserer Schweizer Bergseen herumgeschlagen, und als ich klügler war, den großen Sprung in die Welt getan, als Schiffslunge, als Matrose, als Trimmer und Heizer.“

Der Kapitän knurrte etwas in sich hinein und stampfte davon. Man hörte ihn wie eine brummenende Waise über das Deck dröhnen. Aber nach einer kleinen Weile war er wieder da. Ernst hatte sich inzwischen eine Zigarette angezündet und den Sternen eine kindlich einfältige Betrachtung geschenkt.

„Wenn Sie schon seefest sind, dann können Sie mir im Kartenhaus noch eine kleine Stunde Gesellschaft leisten.“ hörte er den Alten vor sich brummeln. Er folgte ihm und kletterte die kleine gewundene Eisenstiege zum Kartenhaus hinan. Ein leichter fingender Wind hatte sich aufgemacht und ließ die Fenster des kleinen Raumes in ihren Rahmen klappern.

„Plab!“ murzte der Kapitän, als sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte. „Hier, Wein, Capri. Also Trinken und Lachen. Ihr Deutschen könnt das doch, Trinken und Lachen.“ Er grinste wieder und sah den jungen Mann mit gespielter Arglist an.

„Ich habe Ihnen schon einmal zu verstehen gegeben, Kapitän, daß ich kein Deutscher bin. Ich war in Zweifeln zuhause, hart hinter dem Thuner See, wo man nach dem Genfer hinüberfährt.“

Der Kapitän fledderte seine Nase in eine Ecke. „Guter Freund“, brüllte er, „Ihr könnt mir von der Schweiz das Weiße aus den Gletschern holen, aber ein Schweizer seid Ihr trotzdem nicht. Nec, seid Ihr nicht. Euer Paß? Geht mir mit Euerm Paß! Ich will Euch was sagen, seit drei Wochen fahre ich überhaupt nur noch mit Schweizern. Seit vier Wochen gibt es keinen einzigen Deutschen mehr, weil sie da oben Kriege haben. Aber es fahren massig viele Schweizer, ei, so viele Schweizer gibt es ja garnicht. Keine Pässe kann man in Alstet haben bei Dabii Ahmed, keine Pässe. Weiß ich. Und Eurer ist natürlich auch von dort. Niemand fällt so gut wie Dabii Ahmed. Proßt, Todesoo! Und Siegel!“

Ernst sah ein, daß es keinen Zweck mehr hatte, die Maske beizubehalten. „Nun gut. Selbst wenn Sie mich ins Unglück bringen wollen —“

Der Alte fuhr, wie von einer Tarantel gestochen, herum. „Derr —!“ Es war eine ungeheure Entrüstung, ein ehrliches Gefränksein, was aus seiner Riene und dem Ton des einen Wortes sprach. Und Ernst lenkte sofort ein.

„Sie werden begreifen, Kapitän, daß wir deutschen Flüchtlinge nicht vorsichtig genug sein können.“

Der Alte atmete immer noch schwer und stapfte dröhnend in der kleinen Bude auf und ab. „Derr, Derr —“ Er wollte mehr sagen. Aber die Erregung erstickte jedes Wort. Draußen begann das Meer im Sturm zu rollen. Das kleine Schiff hielt sich tapfer zwischen dieser Uebermacht von Wogen, kletterte und sank über Wasserberge in Wassertäler. Und alle wilden Geister abgediegener Seepiraten pfliffen und lobten im Windgebraus. Regen und See schneierten über die Decks. Wie verwehte Vogelstimmen pfliffen die Aue der Wackente. Der Kapitän hatte eine kleine Weile an einem der Fenster gestanden und gespannt in das Auf- und Niederbranden der Blutmassen gestarrt. Als er sich umwandte, war er wieder ganz ruhig, fast heiter geworden. Er lehnte sich, halb sitzend, auf den Tisch, kramte unter den Papieren, die dort herumlagen, bis er ein dünnes Dett in grauem Umschlag gefunden hatte, das er herumwühlend durch seine klöbigen Finger zerrte.

„Nun müssen Sie mir sagen, wie Sie zu Dabii Ahmed gekommen sind.“

Ernst Frühlwirt tat einen Schluck von dem roten Wein, weniger um seinen Durst zu stillen. Hand und Glas sollten die aufkommende Verlegenheit bedecken. Dann meinte er: „Ich müßte Ihnen Bekenntnisse machen, ohne zu wissen, ob Sie die erfahren wollen. Ich war Fremdenlegionär!“

Der Kapitän nickte nur. „Ich wußte es.“

„In einer dummen Stunde der Verwegenheit habe ich mich anwerben lassen, das alte törichte Lied. Ich wurde von Drian nach Mascara geschleppt, nach den toten Salassen, nach Delfa und der Wüste. Wochen, Monate, Jahre zerrieben mich. Die Sonne dörrte mich aus. Und diese furchtbare gelbe Eintönigkeit! Das braune Arabergesindel, das uns überfiel und verschwand! Und immer wieder die Sonne, die qualende Sonne, die schlimmer peinierte als die Klobetten der Offiziere. Da, kürzlich einmal, lagen wir an der großen Straße bei Batna, als eine Karawane vorüberzog. Wir riefen die Leute an. Einzelne erhandelten sich Kleinigkeiten, andere suchten Neuigkeiten zu erfahren. Aber die Berber waren vorsichtig. Erst nachdem sie sich versichert hatten, daß die Offiziere schliefen, erzählten sie, es sei ein großer Krieg in Europa ausgebrochen, die Franzosen hätten schon gesiegt. Wo? Wo? Aber plötzlich verstummten sie. Ich stand ein wenig voran, und meine Augen mögen wohl einen leidenden Ausdruck gezeigt haben. Da auf einmal, als man die Kamele schon antrieb, fühlte ich die Hand des führenden Berbers flüchtig am Arm. Ich habe plötzlich einen Zettel in der Hand. Die Karawane trottet davon. Ich habe immer noch den Zettel, nur frampfe ich die Hand fest zu, denn ich fühle instinktiv, daß da etwas Gutes für mich naht. Und ich will es nicht mehr lassen. Wir lagern uns wieder. Die Sonne senkt. Wir sind ungeheuer müde. Die Offiziere liegen in ihren Betten. Und nach und nach schlafen auch die anderen ein. Ich

bleibe standhaft wach. Und vorsichtig entfalte ich den Zettel. Ich lese: „An der Brücke El-Guerrah liegt ein Kleid. Dabii Ahmed wird dich grüßen, wenn du ihn in der Hauptstadt, in der Gasse der Ledersticker, besuchst. Zerreiße dies . . .“

Der Kapitän lachte. Und sein Lachen übertönte das mächtige Brausen des Sturmes, der draußen über das Meer heulte. Dann warf er Ernst das graue Dett zu, das er in den Händen herumgefnetet hatte. „Da!“ Und Ernst Frühlwirt las, las von einer deutschen Hand geschrieben, die Geschichte seiner Rettung, nicht ganz genau in ihren Einzelheiten, aber doch den Umrissen nach. Dann erzählte ihm der Kapitän.

„Dabii Ahmed, der die Franzosen, die Unterdrücker seines Landes, blutig haßt, hat mich vor Jahren aus der Fremdenlegion gerettet. Es ist sein Beruf, den Franzosen Legionäre zu stehlen. Und ich verirrte sie nach Italien. Ich verdiene keinen Soldo daran, aber es macht mir ein unglaubliches Vergnügen, ihm zu helfen. Jetzt hat er den Trick mit den Karawanen eingeführt. Alle Schweizer, die ich auf meinem Dampfer mitnehme, d. h. alle Deutschen, hat der gute Ahmed so gestohlen. Sie haben es mir nach bänglichem Mißtrauen, ganz wie Ihr, erzählt. Und einer hat es mir auf meine Bitte hin aufgeschrieben. Die meisten sind während der Mittagshitze entkommen, haben die Kleider gefunden, haben Ahmed in seinem Lederladen gefunden, eine Geldbörse und einen Siegeswunsch dazu.“

Die Sturseen geiferten gegen das kleine Schiff. Der ganze Meeresboden schien von einem Vulkan gesprengt zu sein. Von Minute zu Minute wogte und sprühte das Wasser wie unter ungeheuren Explosionen empor.

Ernst stand auf. „Nun ist diese unwürdige Sklaverei zu Ende. Nun wird es einen großen und schönen Zweck dienen, daß ich gegen Feinde ziehe. Der Konful von Palermo —“

Aber er kam nicht weiter! Ein gewaltiges Bittern ging durch das ganze Schiffshaus. Es war wie ein Biegen unter einer ungeheuer starken Hand. Das Schiffchen bäumte sich hoch empor und stürzte sich hinab in die plötzlich aufgewühlten Wellentäler.

Ernst stand neben dem Kapitän und freute sich über die Ruhe in dem alten Seemannsgesicht und sah, wie die nervige Faust das Steuer hielt und durch das Ungeheuer der Wogen das Schiff dem Hafen zuentkete. Er wußte: so wie sich das Schiffchen hier durch all das Ungeheuer ans Land retten wird, so wird auch Deutschland unter den Wogen der Feinde nicht zusammenbrechen! Es wird sich mutig hindurchkämpfen. Und er, er wird mitkämpfen dürfen für des Reiches Herrlichkeit. Die Brust weitete sich ihm und er atmete tief und freute sich des fröhlichen, trohigen Sturmes!



Der „General Winter“.

Von Dr. Richard Hennig.

Nichts kann deutlicher beweisen, daß die Russen daran zu verzweifeln anfangen, noch nennenswerte Erfolge gegen die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen zu erringen, als der in russischen Zeitungen kürzlich aufgetauchte Trost, um Weihnachten pflege ja die große Kälte einzusetzen, und dieser würden die Feinde nicht gewachsen sein. Der „General Winter“ werde dann erreichen, was dem Großfürst Nikolaus, den Generalen Rennenkampf, Ruziz und anderen Heerführern nicht gelang: er werde der feindlichen Invasion Herr werden und den Russen den Sieg verschaffen. Diese Art des Trostes erinnert zwar bedenklich an das Drohen mit dem „großen Bruder“, der dem stärkeren Gegner des verprügelten Jungen demnächst schon die Hölle heiß machen werde, aber wie die Truppen des Zweibundes gelassen den Möglichkeiten entgegensehen können, die ihnen der Kampf gegen das schon rapide zusammengeschnitzene, an immer fühlbarerem Offiziers- und Munitionsmangel leidende Zarenheer noch eröffnet, so brauchen sie auch den „General Winter“ in keiner Weise zu fürchten. Dieser „General“ war im Jahre 1812 ein großer und vom Glück begünstigter russischer Feldherr; aber heute ist und bleibt er ein militärischer Dilettant und Stämper, der vom Kriegshandwerk nicht mehr versteht als — einige andere russische Generale und Generalissimi auch.

Hindenburg hat bereits in einer Unterredung darauf hingewiesen, daß die deutschen Heere nicht nur keine Veranlassung hätten, den stärkeren Frost zu fürchten, sondern daß er ihnen sogar ein wertvoller Bundesgenosse sein könne, da er den Russen die Möglichkeit nähme, sich zur erfolgreichen Verteidigung tief in die Erde einzugraben, was sie ganz ausgezeichnet verstehen.

Der „General Winter“ pflegt im allgemeinen von zwei kriegsführenden Parteien diejenige zu begünstigen, die sich der Offensive hingibt, das sind aber im Osten unstreitig die Truppen des Zweibundes! Die Defensiv wird durch stärkeren Frost entschieden erschwert; das haben in besonders deutlicher Weise im Winter 1794–1795 die Holländer erfahren, die sich durch die zahllosen Wasserstraßen ihres Landes gegen den drohenden Angriff der Franzosen vollausgesichert glaubten und die dann, als am 23. Dezember 1794 ein langdauernder harter Frost eintrat, zu ihrem Schrecken und ihrer Enttäuschung erleben mußten, daß die Franzosen in wenigen Wochen das ganze Land eroberten, da kein Wasserlauf den nunmehr über das Eis dahingehenden Vormarsch aufhielt. — Wie in diesem Fall die Franzosen als Angreifer Vorteil von dem starken Frostwetter hatten, das in dem sonst so milden Klima Hollands doppelt unerwartet kam, so kennt die Kriegsgeschichte noch zahlreiche andere Beispiele von Angriffen, die lediglich infolge des rechtzeitigen Eintritts von Winterkälte gelangen, und auch von solchen, die durch vorzeitiges Tauwetter mißglückten. Besonders bekannt ist ja der Kriegszug Heinrichs des Voglers gegen die Stadt Brandenburg im Winter 927–928: die durch die Havel und die umliegenden weiten Ueberschwemmungsgebiete von der Natur trefflich geschützte Stadt wurde eine leichte Beute des deutschen Königs, als ein außergewöhnlich harter Winter alle Gewässer mit einer tragfähigen Eisdcke überzog. Bei der Verfolgung der von Kioland her in Preußen eingefallenen Schweden wurde der harte Frost des Winters 1678–1679 ebenfalls zum Bundesgenossen des Angreifers, des großen Kurfürsten von Brandenburg, der den Feind durch seinen berühmten Heereszug über das geforene Frische und Kurische Haff (16. bis 19. Januar 1679) zum eiligen Rückzug zwang.

Noch erfolgreicher führte der „General Winter“ 21 Jahre zuvor das schwedische Heer König Karls XI. im Kriege gegen Dänemark. Die schwedischen Truppen setzten im Februar 1658, als ein sehr strenger Frost eingetreten war, von Jütland her über die gefrorenen Belte auf die dänischen Inseln über, und zwar mit ihrer gesamten schweren Artillerie. Der unerwartete feindliche Einfall auf der Insel Seeland, der sogar die Hauptstadt Kopenhagen empfindlich bedrohte, zwang die überraschten Dänen zum Abschluß des für sie recht unvorteilhaften Friedens von Roeskilde am 26. Februar 1658. — Als aber König Karls XI. Enkel, der berühmte Karl XII., sich in dem ausnehmend strengen Winter 1715/16 abermals darauf verließ, daß auch sein Krieg gegen Dänemark durch den „General Winter“ zum erfolgreichen Ende gebracht werden würde, täuschte er sich in dieser Hoffnung: er beabsichtigte, eine bedeutende Heeresmacht auf Schlittschuhen über den gefrorenen Öresund nach Seeland zu schaffen und dadurch, wie 58 Jahre zuvor, den Frieden zu erzwingen, aber bevor er dazu kam, seine Absicht zu verwirklichen, trat Tauwetter ein und machte den schönen Plan zu schanden.

Noch ungleich schlimmer spielte 3 Jahre später der „General Winter“ dem schwedischen Heere mit. Die Geschichte der neueren Zeit kennt drei gewaltige Tragödien, in denen ein ganzes Heer im Feindesland durch die Beschwerden eines harten Winters fast vollständig aufgerieben wurde. Damals, im Januar 1719, ereignete sich der erste derartige Fall. König Karl XII. war am 11. Dezember 1718 vor der norwegischen Festung Frederikshald durch Meuchelmord (wie heute zuverlässig feststeht) gefallen. Ein schwedisches Heer unter General Armfeldt suchte nun wenige Wochen später von Norwegen aus auf dem kürzesten Wege durch das schon im Sommer sehr rauhe, unwegsame und menschenleere Gebirge Ruden oder Tydal in die Heimat zurückzugelangen. Dabei gerieten die Schweden in den Tagen vom 12. bis 14. Januar 1719 neuen Stills in einen

furchtbaren Schneesturm, und sie fielen dem schrecklichen Unwetter in solchen Mengen zum Opfer, daß von den 10 000 Mann nur 500 lebend, wenn auch entseztlich zugerichtet, in die Heimat zurückgelangen. Die von Hegar so wunderbar passend vertonte Widmann'sche Ballade „Totenvolk“ bildet die künstlerische Verklärung dieser grausigen Katastrophe.

Ungleich großartiger in seinen ungeheuren Dimensionen und seiner beispiellosen Furchtbarkeit ist das zweite kriegerische Ereignis von ähnlichem Charakter, die wohl gewaltigste Tragödie der Weltgeschichte, der Untergang von Napoleons großer Armee im November und Dezember 1812. Damals mochte der „General Winter“ den Feldzug für die Russen zum siegreichen Ende gedeihen lassen, aber was er damals geleistet hat, kann er heute keinesfalls nochmals vollbringen. Die an sich schon ausnahmsweise strenge Winterkälte, wie sie seit dem 23. November 1812 im westlichen Rußland herrschte, hätte niemals so katastrophal wirken können, wie es tatsächlich geschah, wenn sie nicht ein bereits erschöpftes, ausgehungertes, demoralisiertes, in Auflösung begriffenes Heer überfallen hätte. Heute, wo den Russen ein anderer Feind gegenübersteht, ein Gegner, der trefflich verpflegt ist, der ein gutes Eisenbahnnetz im Rücken hat, der voll Willen zum Sieg besetzt ist und fühlt, daß er dem Feind überlegen ist, wird keine noch so strenge und noch so anhaltende Kälte den deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen viel anhaben können, zumal diese auch mit Pelzen hinreichend ausgestattet sind. Im übrigen verdient die Tatsache Beachtung, daß im bisherigen Verlauf des Feldzuges in Polen das milde Tau- und Regenwetter unseren Tuppen mehr zu schaffen gemacht hat als ein selbst strenger Frost. Wurde doch bezeichnenderweise in einem Bericht des Großen Hauptquartiers vom 15. Dezember über das „schlechte Wetter“ geklagt, das am Tage zuvor die Operationen in Polen behindert habe. Dabei herrschte am 14. Dezember auf dem polnischen Kriegsschauplatz überwiegend sonniges, fast windstilles und ziemlich warmes Wetter; aber das „schlechte Wetter“ bestand eben in der Grundlosigkeit der Straßen und Wege. Schnee und Kälte, ja, selbst klingender Frost wird leichter und besser überstanden als warmes Schmelzwetter, das vielleicht noch durch Regen, Tauschnee und Sturm verschönt wird. Wenn Rußland sich darauf verläßt, daß sein „General Winter“ im ersten Krieg, der sich nach 102 Jahren wieder auf westrussischem Boden abspielt, dasselbe leisten wird wie dereinst gegen Napoleons große Armee, so dürfte es sich darin, wie in so manchem anderen, täuschen! Der Spötter Heine hat gesagt, an dem Verlust des Feldzuges 1812 sei — Napoleons Geographielehrer Schuld gewesen, der offenbar seinem Zögling nicht beigebracht habe, daß der Winter in Rußland kälter als in Frankreich ist. Nun, unsere deutsche „Oberste Heeresleitung“ ist in Geographie vortrefflich beschlagen, und sie hat ihre Truppen daher in einer Weise ausgerüstet, daß kein Winter ihnen etwas anzuhaben vermag.

Der dritte Krieg, der zur Vernichtung eines ganzen weichen Heeres und dazu auch einer großen Fülle von Zivilbevölkerung durch Winterkälte führte, fand im Jahre 1842 statt. Die im Jahre 1839 „im Interesse der Zivilisation“ in Afghanistan eingefallenen Engländer waren damals die Leidtragenden. Schon im November 1841 waren in Kabul viele Europäer, zumal Engländer, in einem Aufstand der Afghanen ermordet worden; ein englisches Heer, das sich in einem Lager bei Kabul verschanzt hatte und zu dem sich auch die Frauen und Kinder der in der Stadt Ermordeten geflüchtet hatten, wurde bald darnach von den Afghanen zum Rückzug gezwungen und erlitt im Januar 1842 im Khaiberpaf durch grimmige Kälte und Hunger sowie durch feindliche Angriffe dasselbe furchtbare Schicksal, wie 123 Jahre zuvor die Schweden im Tydal-Gebirge und wie Napoleons Heere im Jahre 1812; nur war die Vernichtung in Afghanistan noch gründlicher als in Norwegen und Rußland, denn von 4000 Soldaten und einem Troß von 12 000 Menschen erreichte nur ein einziger Ueberlebender, der Arzt Dr. Brydon, Indien, um das entseztliche Geschehnis zu melden.

Von kleineren Vorkommnissen in früherer Zeit und einem leider recht beträchtlichen Anteil an der Napo-

leonischen Katastrophe von 1812 abgesehen, haben deutsche Truppen vor 1914 nur zweimal einen Winterfeldzug im großen Stil geführt, nämlich in den Wintern 1813/14 und 1870/71, beide Male auf französischem Boden. Beide Winter zeichneten sich bemerkenswerterweise durch bedeutende Strenge und lange Dauer gleichmäßig aus; der Winter 1870/71 war zufällig der strengste Winter der letzten 76 Jahre, und der Winter 1813/14 übertraf ihn, zumal in dem abnorm kalten Februar, noch ziemlich beträchtlich. Die Wahrscheinlichkeit ist außerordentlich gering, daß der Winter 1914/15 den genannten beiden Kriegswintern an Strenge gleichkommen wird; auch im kälteren Osten wird er schwerlich härter sein als damals im wärmeren Westen. Da nun die deutschen Tuppen die durch so strenge Kälte ausgezeichneten Kriegswinter 1813/14 und 1870/71 gesundheitslich und moralisch vortrefflich überstanden haben, liegt nicht der leiseste Grund zum Zweifel vor, daß sie dem „General Winter“ ebenso gewachsen sein werden, wie den übrigen russischen Heerführern.



Alt- und Neuweilnau.

Von Karl Schütz.

Hoch oben im schönen Taunus schauen in das stille und idyllische Weiltal zwei uralte Burgenitze hernieder: Alt- und Neuweilnau. Wer einmal in diesem Teil unseres herrlichen, heimatlichen Waldgebirges gewandert ist, dem bleiben diese zwei Burgen in steter Erinnerung. Sie können an Wucht und Größe nicht wetteifern mit den gewaltigen Truhburgen am Rhein; sie müssen auch zurückstehen hinter den sagenumspunnenen stattlichen nassauischen Festen Königstein und Kronberg. Aber trotzdem fesselt ihr schlichtes malerisches Bild den Beschauer: Hoch vom windumbrausten Bergwald grüßen sie herab ins Tal, wo der Weibach über Wehre und Felsen rauscht und traulich schmiegen sich zwei Dörfchen, die den gleichen Namen wie die Burgen tragen, an diese an.

Während Altweilnau heute nur mehr eine ephemerumspinnene Ruine ist, dient Neuweilnau teilweise noch als Wohnung für den Oberförster; aber beiden gemeinsam ist, daß sie einst vor Jahrhunderten eine Rolle in der Geschichte Altnassaus spielten.

Wie bereits oben gesagt, liegen die beiden Burgen auf zwei nahezu vierhundert Meter hohen Berggipfeln und zwar dicht einander gegenüber; das bewirkt, daß man von den Bergen der Umgebung, z. B. von der Höhe „Altkolum“ einen geradezu pittoresken Blick auf das Tal und die Berge mit den Doppelburgen hat. Neuweilnau war schon im zwölften Jahrhundert als Burg bewohnt und manche wichtige Episoden aus der Geschichte des Nassauer Landes spielten sich hier ab. In mancherlei Kriegswirren zerfiel der Bau und im Jahre 1503 erbaute der nassauische Gau- graf die Burg mit hohem Wartturm aufs neue. Eine nassauische Fürstin hatte die Burg so lieb gewonnen, daß sie darin ihren Jahrzehnte langen Witwensitz behielt und in Neuweilnau auch starb.

Unmittelbar hinter dem Schloß liegt der Hainwald, ein echter nassauischer Bergwald, wie man ihn in solcher taufrischer und urwüchsiger Schönheit nur mehr selten findet im deutschen Land. Einige Wegstunden von Neuweilnau liegt im Walde die einstige Gerichtsstätte „Drei Eichen“. Dunkle Zeiten des Mittelalters tauchen auf, wenn wir an diesem Ort Rast halten — Erinnerungen an die Tage der heiligen Feme.

Jenseits des Weiltals liegt in fast greifbarer Nähe Altweilnau. Etwas über 200 Einwohner zählt heute das Dörfchen, an das keine Bahn und kein Autostrauß heran-

führt. Es ist hier noch alles „altmodisch“ wie einst. Unser alter Chronist aus dem 15. Jahrhundert sagt: „Alten-Weilnau hat eine Burg der ehemaligen Herrschaft Weilnau. Beide waren im 14. Jahrhundert Lehen der Abtei Hersfeld für Dieh und nachher für Nassau. Daß die Burg schon 1208 bestand, hat keinen Zweifel, da sich die Grafen damals zum erstenmale nach ihr benannten. Ein paar Jahrzehnte später taucht auch der Ort als Dorf in der Heimatgeschichte auf; das Dorf hieß „Milinowe.“ Wenn wir heute den Ort Altweilnau betrachten, so erscheint es kaum glaublich, daß im Mittelalter ein deutscher Kaiser, Ludwig der Bayer, an ihn das Stadtrecht erteilt. Was mochten sich die Weilnauer da oben im Hochtaunus für seltsame Zukunftshoffnungen von der Entwicklung ihres Ortes gemacht haben? Auch sie wollten Städte, vielleicht gar „Großstädte“ werden. Diese Hoffnungen haben sich nun nicht erfüllt; schon im Jahre 1608 war die Burg dermaßen zerfallen, „daß man,“ wie ein Chronist schreibt, „allenthalben hinein kommen konnte und sich darin keine Frucht mehr hielt.“ Tatsächlich wurde der Bau bald als Steinbruch benützt. In den Jahren 1526 bis 1472 hatten die „Röse von Wilnau“ ihren Rittersitz hier, bis sie ausstarben; der Ort selbst aber blieb auf jenem bescheidenen Rang eines Bergdorfes stehen, wie wir heute noch viele ähnliche in den abgelegenen Tälern und Bergeshöhen im Taunus antreffen. Der rauschende Strom der brausenden Neuzeit schlägt nicht seine Wellen bis hierher; nur die Sage raunt noch von vergangenen Zeiten und vergangenen Geschlechtern . . .

Auch ein Altfrankfurter Künstler lebte einst als Einsiedler in Altweilnau: Peter Becker †, der „neue Merian“. Johann Friedrich Hoff hat in seinem bei Prestel erschienenen Buch über „Frankfurter Künstler“ seinen Besuch bei dem Künstler in seiner ländlichen Klausur zu Altweilnau genauer beschrieben. „War schon die Wanderung über Cronberg, Königstein und durch das Weiltal herrlich, wie viel mehr gipfelte sich der Aufenthalt oben in dem alten Dörfchen mit seinem hohen Toreingang, wo Becker Jahrzehnte lang in dem Wirtshaus ständiges Quartier hatte und oft lange zubrachte. Ja, er kaufte sich dort eines Tages auch „einige Kappen Land“ . . .

Hoff erzählt dann weiter, wie man in der Kiste, die man nach dem Tode des Künstlers von Altweilnau heimholte, die von Lehm schweren, genagelten Schuhe, einen blauen Bauernkittel, den der Maler in Altweilnau stets getragen hatte, und eine rote, nassauische Bauernhalsbinde fand; der Künstler lebte eben dort oben in dem stillen Bergdörfchen als Bauer! In solchem Aufzuge empfing er denn auch einmal seine Freunde in der „guten Stube“ mit dem großen Himmelbett. Er lud seine Besucher ein, mit ihm zu „speisen“. Es gab: Milchsuppe mit schwimmenden Weizbrotscheiben, gequellte Kartoffeln, hartgefottene Eier und dicken Zichorienkaffee mit Butterbrot. Wehe dem, der diese nicht jedem Magen behagende Kost nicht lobte . . . Nach dem Essen ging man dann hinab ins Tal, wo die Erlen dichte Haine bilden, und dann stieg man hinauf nach Neuweilnau. Dieses Motiv hat der Künstler in einem seiner trefflichsten Aquarelle verwendet, das heute eine Zierde des Städelschen Museums ist.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Wie man „Ariesschwäuer“ abführt

lehrt ein hübscher Zwischenfall, der sich dieser Tage auf der Dresdner Strassenbahn abspielte. Ein männliches Exemplar der Spezies Klatschmaul äußerte zu einem mitfahrenden ver-

wundeten Soldaten: „Von Ihrem Regiment, so habe ich aus zuverlässiger Quelle gehört, sind nur 10 Mann übrig.“ Der Soldat: „So viel sind es auch schon nicht mehr!“ Das Matrosenmännchen: „Das weiß ich ja noch gar nicht!“ Der Soldat: „Ja, es sind jetzt minus zehn. Mein Kamerad, der vor vier Wochen auch gefallen ist, hat es mir gestern geschrieben, damit Sie Bescheid wissen. — Worauf der Schwäber plötzlich entdeckte, daß er aussteigen müsse . . .“

Schreibt mit deutschen Stahlfedern!

Leider gehen in unserem lieben deutschen Vaterland jährlich Millionen Mark an England verloren, die gut der Deutschen Industrie und damit den deutschen Arbeitern zugute kommen könnten, wenn jeder einzelne Deutsche mit deutscher Feder schreiben würde. Schreiber dieser Zeilen, der den Artikel als langjähriger Verkäufer kennt, kann ein Lied davon singen, in wie hohem Maße englische Federn in Deutschland gebraucht werden, ja es ist nicht zu viel gesagt, mehr als die Hälfte! Nicht nur von Kaufleuten, nein auch von städtischen und staatlichen Behörden, Anstalten und Schulen werden englische Federn gebraucht, und es ist kaum glaublich, wenn bei Verdingungen dieser Anstalten immer wieder englische Federn ausgeschrieben werden. Unsere Behörden sollten hiermit aufräumen und direkt verbieten, daß an ihren Anstalten englische Federn benutzt werden, denn für jede englische Sorte ist ein vollwertiger deutscher Ersatz da, und im Preise sind die deutschen Schreibfedern durchweg billiger. In der deutschen Stahlfedernindustrie und damit verbundenen Industrie werden Tausende von Arbeitern beschäftigt, und jeder einzelne Deutsche kann hier ohne Mühe mitarbeiten, mehr wie bisher diese Industrie und die Arbeiter vor der englischen Konkurrenz zu schützen. Schon aus nationalem Selbstbewußtsein sollte der Deutsche jede englische Feder von der Hand weisen. Darum nochmals: Deutscher, schreib mit deutscher Feder!

Ein gemütliches Heim.

Ein Nürnberger, der als Zugführer in Nordfrankreich steht, schreibt an seinen Bruder: Wir erleben im Alltag keine Wunder mehr, weil unsere Einbildungskraft mit unserem technischen Fortschritt nicht Gleichschritt hielt. Die primitiven Völker haben uns darin viel voraus. Wir hier draußen im Feld sind zurückgefallen ins Nomadenzeitalter und weiter zurück ins graue Höhlenmenschenalter, und weil die letzte Höhe des Zwanzigsten-Jahrhundert-Menschen noch nicht unserem Kopf entschwunden ist, erleben wir die Wunder wieder, die der Abstand zwischen Sehnsucht und Wirklichkeit ermöglicht. Kurzlich abends, wir hatten uns eben leidlich eingenistet, da kam Befehl zum Abmarsch, Stellungsveränderung, — pfui Teufel, 's kommt doch nichts Besseres nach, man wird uns halt wieder für schwere Arbeit brauchen. Na, zu in Gott's Namen! Es hatte geschneit, durch lange 3¼ Stunden ging es übers weite weiße Land unter dem tiefblauen ausgesternteten Firmament an den äußersten rechten Flügel, die Preußen abzulösen, die dort 35 Tage lagen. Dummer ging es in die altfranzösischen Gräben zu und zu. Mein Zug besetzte den rechten Flügel, stellte Feldwache, Unteroffiziersposten und stehende Patrouille. Mein Spielmann suchte den Zugführerunterstand, während ich meine Wachen ausstellte. Dann kam ich selbst ins Loch zu kriechen, schlaflos abgeben. Eine enge Pforte mit Wachsstockhang, dann doppelte Selbstbahnportiere und etwas weiter eine Feindtrichterportiere. Und drinnen sah ich traulichen Lampenschirm beim strahlenden Ofen mein Spielmanns wie der seltsame Kaiser Barbarossa. Wir schauten uns an, lang und strahlend. Ein Quartier! Beim Kriegsgott! Ueber schweren Bohlen eine gefaltete Decke aus Fellen und Läden mit Hafer gedeckt. Die Wände mit Gewebe tapeziert (Feindlicher), ein Tisch im Winkel mit Stühlen zwischen Tisch und Ofen, ein behaglicher Mohrfessel, der Abzug des Ofens unterstützt durch feistlichen Spielraum im Fenster, durch das am Nachmittag die Sonnenstrahlen schieß hineinbingen und die Stube mit heimlichem Halbdunkel füllten, während die Tabatschswaden sich an der Decke entlang wälzten. Die Matratze im Winkel. An der Wand ein Brett mit Zinnkellern, gemalten Tellern und nützlichem Hausrat. Alles aus dem nahen A. Auf dem Tisch als Vertreter der schönen Künste eine Ziehharmonika, die Kirchweihgedanken weckte und die Atmosphäre der Bauernstube vollendete. Ich und mein Spielmann, zugleich Ordonnanz, waren für die zwei Tage die Bewohner, Gäste hatte ich endlos. Meine Kapelle war mein Diener und sein Bruder Jörg, der auf Blechpapier begleitete. „Schau mauß ab“, „Gfält dir bös“, und andere altfränkische Klänge wechselten mit „Drei Pissen“ und „Nach der Heimat“. Manche frohes Lachen und manch zerdrücktes Tränlein wurde geweckt. Nachmittags gab es „Kades“, eine fränkische Nationalweise, die wohl der Vermählung des Kirchweihknechts mit dem

rohen „Kuidla“ entsprungen ist. Mein Spielmann war Koch, Mehl hatte mein Vorgänger herbeigeschafft, ebenso Kartoffeln. Eine Schokoladenkruste hob das Gebäud in eine höhere Sphäre.

Ueber die Deutschen.

... mag man es auch beklagen, es ist nun einmal doch so: Wir haben zwar zeitweilig und, wenn es sein muß, vollständig das Zeug dazu, die heldische Seite der Geschichte zu vertreten und zu entwickeln; aber doch ist es unser eigenster Beruf, die humane zu pflegen. Und wir dürfen fürwahr uns rühmen, daß wir hierfür schon Großes und Größtes getan. Die Deutschen sind die menschlichsten Menschen, und was humane Freiheit sei, nur wir wissen und schätzen es. Wenn wir, wie ich in jeder Faser meiner Seele hoffe, einmal dazu gelangen, ein in sich geschlossener und festgefüger Nationalstaat zu sein, wenn Deutschland, das erste Kulturland Europas, auch dessen erste Großmacht sein wird, dann wird und mag der Schatz der Humanität, welchen der Genius unserer großen Denker und Dichter und die stillgeduldeten und rastlose Arbeit unseres Volkes durch die Jahrhunderte herab mitkommen aufgebaut haben, in alle Welt hinausgetragen werden und in größerer Fülle und Mächtigkeit, als jetzt schon geschehen und geschieht, der ganzen Menschheit zugute kommen.“
Joh. Scherr.

Druckfehler.

Im Aufsatze in Nr. 14 „Feldmarschall Erzherzog Friedrichs Abkunft“ ist in Sp. 2, Z. 7 uff. v. u. durch eine Verschiebung im Manuskript eine unklare Stelle entstanden. Es muß heißen: „Die vorletzte genannte (Tochter), Marie Karoline, Witwe des im vorigen Jahre (1913) gestorbenen Erzherzogs Rainer, ist noch am Leben.“ Außerdem muß es Sp. 1, Z. 2 v. u. „Schwettachtal“ statt Schwettachtal und Sp. 3 König Alfons XII. von Spanien, gest. 1885 statt 1883 heißen und zwischen Marie Alice das Komma wegfallen.



Luftige Ecke.

Chef: „Was? Sie wünschen eine Gehaltserhöhung? Als ich jung war, mußte ich fünf Jahre arbeiten, ehe ich eine erhielt.“ — Junger Angestellter: „Nag sein, aber vielleicht waren Sie einer von den Dickköpfen, die keine Gehaltserhöhung wert sind!“

Er (mit geringen Aussichten): „Kann Sie denn nichts Veranlassen, Ihren Sinn zu ändern und doch zu heiraten?“ — Sie: „Ein anderer Mann vielleicht.“

Ella: „Frau Ganbou sieht sehr betrübt aus, seit sie sich von ihrem Manne hat scheiden lassen.“ — Bella: „Ja, sie mußte aarmicht, was für einen guten Mann sie hatte, bis sie sah, wie nobel er sich in der Alimentenfrage benahm.“

„Wie oft sind Sie schon verhaftet worden?“ fragte der Richter. — „O, duzendende von Malen,“ antwortete der Angeklagte. „Sie müssen wissen, ich habe früher in besseren Verhältnissen gelebt und mein eigenes Auto gesteuert.“

„Ich habe einen Posten als Schullehrerin angenommen,“ sagte das schlichte junge Mädchen. — „Was!“ rief seine Freundin aus. „Schullehrerin! Ich würde lieber einen geistlosen, dicken und schlöppigen Witwer mit acht Kindern heiraten, als Schulunterricht geben!“ — Das schlichte, junge Mädchen seufzte: „Ach,“ sagte es, „ich auch.“

Von einem Professor, der wegen seiner Berühmtheit berühmt war, erzählte man sich die folgende Geschichte: Der Professor lehrte eines Abends spät von einer wissenschaftlichen Sitzung heim, in seinen Gedanken noch mit den behandelten Problemen beschäftigt. Nachdem er sein Schlafzimmer erreicht hatte, hörte er ein Geräusch, das von unter seinem Bette her zu kommen schien. „Ist da jemand?“ fragte er. — „Nein, Herr Professor,“ antwortete der Einbrecher, der die Eigenheiten des Professors kannte. — „Sonderbar. Ich war überzeugt, daß jemand unter meinem Bette wäre,“ murmelte der Gelehrte.

„Ich bin eben vom Auslande zurückgekehrt. Wie geht's Ihrem alten Vater?“ — „Wir haben ihn verloren.“ — „O, o!“ — „Na, seine Pflegerin hat ihn geheiratet.“